

# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.

Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Und ich verscheuchte mir die schweren Gedanken und gab mir redlich Mühe, die Mannschaft der „Laughing Laff“ für die Seehundsjagd zu interessieren, denn beschäftigt mußten die Leute werden. Ich gab ihnen das Beispiel — so, wie man sibirische Kinder verlockt, die einen Befehl nicht vertragen können. Ich kletterte in den Klippen umher, immer von einem oder zwei der Leute gefolgt, als Wache. Schließlich kamen auch die anderen mit und endlich vergaß ich über dem sonderbaren Seehundsvolk meinen eigentlichen Zweck und freute mich nur über die Jagd.

Die Tiere waren sehr scheu geworden.

Ein leichtes Knirschen, der Fall eines Felsens, ja selbst Töne, die wir selbst gar nicht gehört hatten, genüigten, um sie ins Wasser zu scheuchen. Dann tauchten ihre glatten, nassen Köpfe mit den sanften Augen, die unverwandt zu uns herüberblickten, erst jenseits der Brandung wieder auf. Sie im Wasser zu schießen, hatte keinen Zweck. Sie sanken sofort unter. Geling es uns aber, wirklich eine günstige Stellung zu erreichen, so mußten wir trotzdem mit äußerster Genauigkeit zielen. Nur ein Schuß in den Hinterkopf tötete die Tiere augenblicklich; jeder sonstige Treffer war nutzlos. Denn der Instinkt schien ihnen noch im Sterben genug Kraft zu geben, um sich mit einem letzten Aufschwimmen ins Wasser zu schleppen. Dort aber waren sie für uns verloren.

Jede Seehundsfamilie bestand aus einem starken, ausgewachsenen Männchen, dem Führer, mehreren kleineren Männchen, seinen direkten Nachkommen, den Weibchen und den Jungen. Das Oberhaupt hielt seine Stellung mit Gewalt aufrecht. Zuweilen kamen fremde, ledige Männchen herbeigeschwommen und ließen angesichts der Niederlassung einen eigenartigen Ruf, wie eine Herausforderung, ertönen, die von dem eingefessenen Kämpfer niemals abgelehnt wurde. Er stürzte sich dann sofort ins Wasser und in den Kampf. Siegte er, so ging der Fremde seiner Wege; unterlag er, so ließ er sein Heim im Stich und suchte das Weite. Der Neuankommling schwamm dann herbei und schiedte sich sofort an, den Jüngeren gegenüber seine Rechte zu behaupten. Manche erbitterten Kämpfe, bei dem es nicht an tiefen Wunden fehlte, habe ich in dem blauen Wasser beobachtet.

Meine Kenntnisse über Seehunde wurden in jenen Tagen durch merkwürdige Beobachtungen bereichert. Die Jagd an sich sagte mir nicht sonderlich zu, weil ich es für unrecht hielt, der kleinen Ausbeute wegen ein so großes Tier zu töten. Doch war es ein Mittel mehr für meine Zwecke, und ich gestehe gern, daß mir das Herumtreifen und Liegen auf dem sonnenwarmen Grase, tief unter mir die schäumende Brandung, über mir der klare, blaue Him-

mel, außerordentlich behagte. Während wir auf das Auftauchen des Seehundmännchens warteten, hatten wir oft Gelegenheit, die andern Tiere in ihrem täglichen Leben und Treiben zu beobachten, und selbst der rohe gefühllose Thracles war von den Anzeichen ihrer fast menschlichen Intelligenz betroffen.

Wissen Sie zum Beispiel, daß Seehunde sich küssen und wirkliche Tränen weinen, wenn sie betrübt sind?

Oft sprachen die Leute unter sich von der engen verborgenen Höhle, in der die Tiere wie in einer Falle saßen, und wo man sie massenhaft töten konnte. Nur die Unmöglichkeit, bei der absoluten Finsternis zwischen Männchen und Weibchen zu unterscheiden, hielt sie von dieser Massenjagd ab.

So schwanden Tage, Wochen und Monate.

Für mich nutzlos. Denn noch immer war es mir nicht geglückt, die Art der Experimente, die Doktor Schermerhorn und sein Assistent dort oben anstellten, zu ergründen, und es sah ganz so aus, als sollte mir dies auch künftig nicht gelingen, da die Vorsperremaßnahmen mir ebenso galten wie den andern. Doch damit nicht genug: jeder Versuch einer Nachforschung wäre von den Leuten total falsch und zu meinem Nachteil ausgelegt worden.

Ebenso gut hätte ich in London sitzen können!

Nun baute ich auf einen andern Plan. Ich beschloß, auf der Heimreise Percy Darrow reinen Wein einzuschütten und mich ihm auf Gnade oder Ungnade anzuvertrauen. Dann würden die Resultate vermutlich doch schon für die Öffentlichkeit reif sein und ich sah keinen Grund ein, weshalb ich nicht als erster die Sahne von der Milch abschöpfen sollte.

Von nun an spielte sich mein ganzes Tun und Treiben an Land ab. Nochmals zur „Laughing Laff“ hinüberzurudern, wurde mir nicht gestattet. Kapitän Selover sah ich zweimal, aber nur von ferne; und beide Male machte er auf mich den Eindruck, als sei er unschlüssig, was er tun sollte. Von den Leuten schien das jedoch niemand zu bemerken. So verging ein Tag nach dem andern, und ich versank allmählich in einen Dämmerzustand, in dem man ein Traumleben führt, das weder Anfang noch Ende zu haben scheint.

Mir war, als müßte es so sein, daß wir auf Seehunde Jagd machten, angelten, zur Zeit der Ebbe auf den Klippen Austern und Muscheln sammelten. Daß wir Feuer machten, plauderten, daß ich zwischen Argwohn und Vertrauen hin und her schwankte, bald Meuterei, bald einen jähen Wahnsinnsausbruch der Leute fürchtete — und daß dieser Kreislauf kein Ende nahm.

### 9. Kapitel.

#### Selovers Ende.

Die Männer hatten seit dem frühen Morgen daran gearbeitet, aus den übertriehenden, verwesenden Seehundsköpfen die wertvollen Barthaare zu sammeln. Mißmutig — mit gesuchter Langsamkeit und manchem drohenden Blick auf mich.

Um die Mittagszeit sprang Pulz plötzlich auf. „Der Teufel soll den Gestank holen!“ schrie er. „Wie viele von den verbannten Dingen haben wir, Jungens?“

„In die dreihundertfünfzig,“ sagte Thradles. „So — un' das is' für mich ausgerechnet gerade genug, Iakulier' ich! Ich hab' den Gestank satt. Ich mag nich' mehr — ich will nich' mehr — Schluß!“

Die Männer starrten ihn an. Auf ihren Gesichtern prägte sich deutlich der Ekel aus vor diesem Pantieren mit fauligem Seehundsfleisch und übelriechendem Seehundsfett. Sie hörten alle zu arbeiten auf und scharten sich um Pulz.

„Ihr könnt tun, was ihr wollt!“ schrie Pulz. „Aber ich tu' nicht mehr mit. So 'ne Goldgrube sind die stinkenden Kadaver auch nicht, soll' ich meinen, daß man sich totschustet um sie. Da gibt's noch ganz andere Dinge auf der Insel!“

In sein blaßes Gesicht kam ein böartiger Ausdruck von Bier.

„Di'mant'n!“ schrie der Neger.

„Recht hast du, Doktor!“ brüllte Salomon. „So ist es! Diamanten! Und warum ich mich mit alten Seehunden plagen soll, wenn's Diamanten gibt, seh' ich nicht ein — — Darauf könnt ihr Gift nehmen.“

Noch lange standen sie beisammen, flüsternd und gestikulierend.

Und nun verschlimmerte sich die Lage von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Die Männer rührten keine Hand mehr zu irgend einer Arbeit. Und das Müßiggang, das Nichtstun, das dumpfe Hinbrüten wirkten wie Krankheits-erregter auf Hirn und Nerven bei uns allen. Die winzigsten Dinge lösten Wutausbrüche aus — ein verlegter Teller, der nicht gleich gefunden werden konnte, ein verschwendetes Stück Holz beim Feuer; ein leerer Wassereimer, so wenig Mühe es machte, ihn neu zu füllen. Zornige Worte, zankende Stimmen hallten regelmäßig über die Insel hin, und hatte der eine oder der andere wirklich einmal keine Lust, sich zu streiten, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Mund zu halten, da jedes auch noch so harmlose Wort wütenden Widerspruch fand. Wie einer spuckte, was er aß, wie er sich zum Schlafen hinlegte — das ärgerte und irritierte jeden anderen der Schar, als sei seine besondere Art des Spuckens und Essens und Schlafens als ungeheure Beleidigung für alle anderen ausgeübt, bis sich die Wut aller in einem lächerlichen, aber gefährlichen Zornesausbruch über den Schuldigen ergoß. Dann gab es böartige Prügeleien, und es war ein Wunder, daß keine ernsthaften Verletzungen vorkamen.

Immer schlimmer wurde es.

Die harmlosesten Kleinigkeiten versetzten uns in Raserei. Mich wie jeden anderen. Nicht weit von unserer Hütte pflegte irgendwo eine Grille zu zirpen, und wahrscheinlich hatte sie stundenlang jede Nacht gezirpt, seit wir auf der Insel waren, ohne daß ich es je beachtete.

Jetzt aber ertappte ich mich darauf, wie ich mich schlaflos hin und her wälzte, zitternd vor Aufregung über das furchtbare Geräusch, und gar nicht anders konnte als in nervöser Spannung hinzuhorchen, ob das Gezirpe nicht endlich aufhöre. . . . Und erklangen dann die leisen Töne wieder, dann war es mir, als schreie mir jemand gellend in die Ohren. Mir Schlaf war nicht zu denken. Wie Hammer-schläge pochte mir das Blut in den Schläfen, der kalte Schweiß stand mir auf der Stirne vor Aufregung, und in meinem Gehirn hatte nur der eine Gedanke Platz: Mein Gott, die Grille — diese fürchterliche Grille. . . .

Immer wieder versuchte ich zu schlafen.

Aber es war unmöglich. Da und dort durch die Ritze und Spalten der Hüttenwände drang in feinen leuchtenden Streifen der Mondschein, und an diesen Streifen konnte ich sehen, mit welcher entsetzlicher Langsamkeit die Minuten vergingen. Denn immer wieder merkte ich mir genau die Lage und Richtung des Scheins und sah dann erst nach einer Zeit wieder hin, die mir eine Ewigkeit dünkte. Und immer wieder glänzte der Streifen unverändert — keine zehn Minuten also konnten vergangen sein! Irgendwo, viele Meilen weit weg, wüthete ein Gewittersturm, dessen ferner Donner fast ununterbrochen hörbar war. Es erscheint mir jetzt sehr wahrscheinlich, daß auch auf der Insel die Luft stark mit Elektrizität geladen war in jener Nacht, und daß diese elektrischen Einflüsse uns nervenranke Menschen

böellig toll machten. Ich wenigstens kann mich nicht entsinnen, daß ich jemals in meinem Leben, und ich habe viel erlebt, so wahnsinnig erregt war, je die unbeschreibliche Nervenüberspannung gefühlt habe, die einem die Zunge wie verbrochen am Gaumen kleben läßt und die Augen aus den Höhlen treibt.

Da — wieder die Grille. . . . Es war nicht mehr zum Aushalten.

„Verfluchtes Gezirpe!“ brüllte ich gellend.

Und als sei dies ein Signal gewesen, regten sich schwarze Schatten auf den Matratzen der Hütte, und hohl-äugige Männer stürmten in die Nacht hinaus, schreiend und fluchend über die arme, kleine Grille. Allen andern war es so ergangen wie mir! Wir organisierten uns (und es war uns tödlicher Ernst damit) zu einer Expedition, das Tierchen auszugraben und zu fangen — eine lächerliche Jagd von sechs Männern auf ein kleines Insektchen. Und es gelang uns nicht einmal, sie zu finden. Aber sie schwieg endlich. Doch kaum waren wir wieder in der Hütte und in unseren Betten, so fing das Gezirpe wieder an, bis wir verzweifelt auf Schlaf verzichteten und uns um ein Feuer scharten.

So todmüde waren wir, als der Tag anbrach, daß nicht ein einziger sich rühren mochte, um für Frühstück zu sorgen. Endlich, gegen neun Uhr, rafften wir uns soweit auf, Kaffee und etwas Pötelfleisch zu kochen. Bezeichnend dabei war, daß es weder dem Neger einfiel, das Geschirz zu waschen, noch ein einziger von uns diese Unsauberkeit rügte!

Mit einem Male schüttelte Handy Salomon sich und sprang auf.

„S ist nicht zum Aushalten hier!“ schrie er. „Ich geh' Seehunde jagen!“

Wir anderen standen wortlos auf, als sei es nicht der Mühe wert, ein Wort darüber zu verlieren. Schweigend schoben wir das Boot ins Wasser, schweigend kletterten wir hinein, schweigend setzten wir uns auf die Ruderbänke. Wir ruderten langsam die Küste entlang, ohne ein Wort zu sprechen, bis wir an die Einfahrt zu der Felsenhöhle kamen. Salomon warf das Steuer herum und wir ruderten auf die Höhle zu. Da Blut war, kamen wir ein gutes Stück weit hinein, ehe wir das Boot aufs Trockene ziehen und herausbringen konnten.

Aus der Innenhöhle drang dumpf das sonderbare Gebell der Seehunde.

„Zwei Mann bleiben hier,“ befahl Handy Salomon.

„Du, Pulz, und der Rigger! Wir anderen bringen in die Höhle und treiben euch die Seehunde heraus. Schlagt sie tot, wenn sie kommen.“

„Den Teufel auch,“ schrie Pulz. „Sie werden uns über den Haufen rennen!“

„Was du für eine Angst hast um dein bißchen Haut, mein Sohn! Ihr könnt ja auf die Felsblöcke dort klettern —“

Das leuchtete Pulz und dem Rigger ein, und sie stellten sich in dem schmalen Gang auf. Wir vier anderen packten unsere schweren hölzernen Keulen und stürmten in das Halbdunkel hinein, nebeneinander, denn der Zugang zur Höhle erweiterte sich bald, und als wir rasch vordrangen, steigerte sich das Gebell der Seehunde zu ohrenbetäubendem Lärm. So dunkel war es, daß wir nur wie unbestimmte Schatten schwarze Tierkörper sehen konnten — eine dunkle Masse, die weiter in das Höhleninnere hineinlüchtete vor uns. Thradles stolperte über einen Nachzügler und stieß einen wütenden Fluch aus, während er seine Keule auf das Tier niedersausen ließ. Da staute sich die schwarze Masse mit unheimlicher Plögllichkeit, und überall funkelten grünlich-schimmernde Augen. Die Seehunde hatten das Ende der Höhle erreicht und konnten nicht mehr weiter —

Wir blieben stehen, unentschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Grenzühle.

Von Heinrich Heis.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Erinnerung an herbes, durch den Krieg geschicktes Leid werde ich nie den alten Mann vergessen, der einmal auf Brionne-Mühle saß, zufrieden mit seinem Sohn und seinem durch Lebenslange Arbeit hochgebrachten Besitz.

Brionne-Mühle liegt hart an der Grenze, noch auf deutschem Boden. Jenseits der Brücke bereits, die über den Mühlbach führt,

steht der gußeiserne Pfahl mit der Tafel und Aufschrift: „Frontiere“.

Hier überschreiten wir die Grenze alle paar Tage, so oft wir zur Beobachtung müssen. Von unserem Standquartier zieht es sich schon ein gutes Stück Wegs bis zur Mühle. Und noch eine halbe Stunde ist's, ehe man zu der kahlen, vielbeschossenen Höhe gelangt, darauf der Infanteriestützpunkt als zweite Verteidigungslinie und die Artilleriebeobachtung mit guten Unterständen eingebaut sind.

Nun eines Abends im Herbst, während die frühe Dämmerung mit Nebelschwaden übers Land gefallen ist, mache ich den gewohnten Weg und biege vor der Mühle vom Pfad ab, um herunterzuschauen in den Tallesel. Dort steht eine Haubitzenbatterie, — mit ihrem künstlichen, die Geschütze maskierenden Gestrüpp zeichnet sie einen dunkleren Streifen ins Grau der Sichtweite; während links davon aus Baumgruppen, in die der Herbst seine gelben Flammen geworfen hat, die Seitenwand der Mühle reichlich vorstimmert.

Da sehe ich einen alten Mann vor mir, eine groteske, wie im Hinstarren versteinerte Gestalt, deren unbeweglicher Blick nach der Mühle geht. Und ein Erindern kommt mir wieder. Ebenso überraschte ich ihn das erste Mal, vor drei oder vier Wochen, in einer Mondnacht. Damals war es noch ganz sommerlich, und die Erinnerung an unser Gespräch blieb mir im Gehirn so unwahrscheinlich, wie die Phantasie einer lauen Nacht, wenn man in träger Mattigkeit den Gedanken freien Lauf gibt, die alle seltsam wir hervordiehen. . . . Und der Mond spukt herein mit sonderbaren Einfällen.

Der Mann vor mir war der ehemalige Besitzer der Brionne-Mühle. Allein die Haltung erkannte ich wieder, ohne das Gesicht noch zu sehen. Was ich von ihm schon wußte, war ein trauriges Stück von einem Menschenjoch. Der Alte war vor mehr als zwanzig Jahren von ferndeutschem Boden ins Reichsland übergesiedelt. Bitterkeit war es ihm dabei schlecht ergangen, vielleicht hatte irgend eine alte Schuld ihn fortgetrieben, daß er anderswo sein Leben führen wollte. Jedenfalls war es ihm geblüht, durch die Arbeit der langen Jahre aus der alten Mühle an der Grenze ein schönes Anwesen zu schaffen. Stück auf Stück ließ er dem ehemaligen Bau anfügen, Stall und Scheune. Nur eine Ueberlieferung, daß man noch von Mühle sprach; der im Sommer vertrocknende Bach hätte dem fleißigen Mann nicht genügt, eine Dürstkrast für sein rührendes Schaffen zu leisten. Längst stand die Bestellung des Saatlandes im Vordergrund, — die Frucht, die er erst dem zähen lothringischen Boden abzuringen recht verstand. Nebenher ging eine kleine Zucht von Schlachtvieh und Milchkühen, im nahen Umkreis war der Brionne-Bauer schließlich einer der Begütertesten. In dieses Glück schlug der Krieg, und der Wirbel der ersten Geschosse war die Grenze verwischte zunächst jede Spur von dem Schicksal des Besitzers der Mühle. Sein Sohn, — ja, der ihm zu Friedenszeiten bei allen Unternehmungen so treu zur Hand ging, — der war als Reservist einberufen und kämpfte schon irgendwo gegen die Russen in Polen oder Ostpreußen.

Einige Tage waren die Franzosen Herren der Mühle. Vor dem Herannahen der deutschen Truppen zogen sie nach kleinem Geplänkel über die Grenze ab. Das geplünderte Gebäude ließen sie zurück, das Vieh hatten sie mitgeschleppt oder geschlachtet; auf der sauberen Diele fanden sich die Spuren, wo sie ihre Pferde untergestellt hatten, zertrretener Mist und zerstampfetes, feuchtes Stroh.

Die deutschen Reiterpatrouillen schwärmten über die Grenze. Täglich sah die Mühle neue Bewohner. Dann bezog eine Kompanie Jäger, Landwehrleute vom Rhein, das Standquartier, als der Vormarsch gegenüber der starken Feste Loul ins Stocken kam und in Erdwällen und Feldstellungen der Gegner sich zum Stellungskrieg einnistete.

Ueber des Besitzers Schicksal gingen in der Mühle vage Gerüchte um, — weil man nichts Bestimmtes wußte, spann man einen förmlichen Sagenkreis dem Menschen, den man nicht kannte, ums Haupt. Die einen erzählten, er sei mit dem Feind abgezogen, oder aber längere im Lande herum als französischer Spion, andere wollten gehört haben, die Franzosen hätten ihn in den kleinen Teich geworfen, wo der Mühlbach sich staut, und seine Leiche sei schon aufgefischt worden. Erst nachher erfuhr ich genau, daß er als Gast beim Lehrer in C. . . lebte, zwei Stunden hinter der Front. Aber von dem behaglichen Haus mit den Nebenrankten, wo der Kanonendonner nur herhallte wie fernrohrende Gefahr, da trieb es ihn, mit Angst, zu sehen, ob die Mühle noch stand, an deren Ausbau seine Lebensarbeit ihm sichtbar erfüllt schien. Seit Monaten kaffte ein Granatloch im Dach der Scheune, viel leicht von einem arg verfehlten Schuß, der nach der Haubitzenbatterie gezielte war. Nachher war die Mühle nicht mehr beschossen worden.

Solche Ueberzeugung aber gewann ich bei jenem ersten Gespräch, daß die Sorge um seine Wirtschaft ihm offenbar wichtiger und größer galt als die Angst für das Leben des Sohnes. Dieser Sohn ist ihm gleichsam ein guter Gehilfe am Werk gewesen, das erarbeitete Gut aber fleischlicher Nachkomme, weil er auf dessen Vervollkommnung ein lebenslanges Streben gerichtet hat. Er träumte immer von dem ruhigen und behaglichen Alter, wenn er sorgenfrei auf der Scholle saß, und der Krieg machte ihn

heimatlos. Nun in seinen Greisentagen mußte er sich bei fremden Leuten zu Gast halten lassen. Die Frucht der Arbeit blieb ihm vorenthalten, — in der Dämmerung schlief er her und sah nach der Mühle, nach seiner Mühle, mit verbittertem Sinn.

Diesen Abend war es ebenso wie damals, daß er sich wie ein Spion vor mir ins Gestrüpp verziehen wollte, als ob ich ihn bei einer Mission ertappt hätte. Und damals hatte ich ihn doch noch zum Reden bringen können, wie ich sein Vertrauen gewann, er sprach mit der Offenheit von einem, der sein Herz erleichtert. Oft am Abend stände er so. . . Bis in die Mühle getraute er sich nicht, weil er von allen Soldaten fürchtete, daß sie gewalttätig würden, sobald sie zu vielen beisammen seien. Die Franzosen hatten ihn nämlich mit Kolbenstößen vom Hofe gejagt.

Mir scheint, daß der Kummer ihn heute mehr drückt als neulich, das Leid liegt, wie zur Wolke verdichtet, um die Stirn des verwitterten Antlitzes.

Um ihm Mut zu machen, sagte ich, die Mühle steht doch noch. Und was der Krieg zerstört, ist schnell wieder aufgebaut. Die Zeit muß eben durchgehalten werden, bis es Frieden gibt. Dann wird auch der Staat mithelfen für die Besitzer an der Grenze.

Er sieht mich an mit Rabenaugen, seine Stimme klingt dünn im Ton der Probheziehung, und er sagt: „Die Mühle steht nicht mehr lange. Sie wird zusammengeschossen. . . alles verbrannt und vernichtet.“

Nach dem Sohn frage ich.

„Auch tot. Ich hab' ihn nicht mehr zu sehen bekommen, . . . weiß Gott, wo er verscharrt ist. Nun schießen sie mir noch die Mühle zusammen. Dann ist alles aus. Alles umsonst. Dafür hab' ich gelebt.“

Und er ging.

Ohne das rechte Wort zu finden, starrte ich hinterdrein. Der Blick, den ich noch auffing, war feindlich, — wieder mußte ich denken wie von einer Kage, einer mißhandelten, falsch gewordenen Kage.

Er humpelte übers Gestrüpp und auf der Straße sah ich im Nebel matt die Umrisse der gebeugten Gestalt. Das dürre, kahle Gesicht mit dem weißen Schnurrbart und den großen stieren Augen brannte mir noch im Gedächtnis.

Die Gedanken über ihn, von denen ich nicht loskam, begleiteten mich den ganzen Weg bis zur Beobachtung. Dort oben erst rissen mich einige hart bei mir vorbeischießende Granaten, — nach dem Stützpunkt gezielt, — aus dem Verborgenen und mit eiligem Fuß trachtete ich in den gedeckten Laufgraben. . .

Aus der Nacht wuchs das Licht eines wunderbaren Herbsttages, der bunt und voll brennender Farben war, sobald die Sonne einmal die Morgennebel verschlungen hatte. Es wurde warm und die Kläue am Himmel gemahnte an Sommerlachen. Durchs Scherenscherenrohr, jenseits, wo der Feind lag, welche Schönheit des Fernblicks! . . . Ein Schloß, in üppigem Park verborgen, dunkles Grün schmiegte sich um weiße Quadersteine; gelbe Sprenkeln mischten sich herein. . . Das zerstossene Dorf, noch weiter links, wo braune, gebörnte Blätter auf kahl werdenden Ästen flieben, müde Vögel . . . ein Busch flammte feuerrot zwischen den Ruinen schwarz ausgebrannter Verwüstung. Die Baumreihe auf der Straße, die schnurgerade verläuft, wechselt sonderbar gleichmäßig mit rot und gelb in den Farbentönen des Herbstlaubes.

Die feindliche Artillerie bleibt nicht müßig. Wieder heulen Granaten nach dem Stützpunkt und bersten auf mit wühlend schwarzem, brandigem Qualm. Andere sausen über unsere Köpfe weg, der Aufschlag flatscht gedämpft aus der Entfernung.

Nun hurrt und raunt es in den Fernsprechkästen. „Brionne-Mühle wird beschossen. . . Die Schüsse liegen zu weit, an der Straße nach U. . . Ein Treffer im Wirtschaftsgebäude. . . Ein Teil der Scheune eingestürzt.“

Da sind wieder die Augen, der lauernde Blick. Wie körperhaft vor mir, wollen sie mich anstieren aus der Holzverschattung, der dunkelsten Ecke des ewig halbfinsternen Unterstandes. . . Armer Alter!

War deine Sorge ums Deimatgut schon krankhaft übersteigert, die Spur einer Verwirrung, die der Krieg in deinem armen Gehirn angerichtet hatte. . . . Daß dein alter Kopf, kindisch geworden, sich an einen Gedanken festhängte, wie ein Kind ans Lieblingspielzeug.

Und heiß durchs Blut floß mir Mitleid: Es wird ihn zerbrechen, das herbe Kriegsgeschehen. . .

Armer Alter, . . . eine Welt voll Behaglichkeit und Arbeitsraß, um die dich das Schicksal gebracht hat! Oder warst du ewig selbstständig nur auf dein Werk bedacht, auf deine Arbeit stolz, daß es dich demütigte.

Auf dem Heimweg in der frühen Dämmerung leuchtete vor mir der Brand der Mühle. Ein kalter Wind heulte mir entgegen und reißt an meinem Mantel.

Jäger befrage ich über die Beschichtung. Sie erzählen, die Mühle sei noch rechtzeitig geräumt worden, da der erste Schuß als Blindgänger in den Schlamm des Mühlbaches spritzte.

Dann treffe ich einen mir wohlbekannten Unteroffizier, ehemaligen Schulkameraden und Kriegsfreiwilligen. Ich fand ihn feinerseit in der kleinen Kantine, die sich die Kompanie in der Mühle eingerichtet hatte, durch einen jener verblüffenden Zufälle, wie man im Krieg eben alte Freunde wiederfindet.

Eine besondere Neugier, deren Grund ich garnicht nachforchte, veranlaßte mich, an seiner Seite einen Gang durch die noch roten Brandreste anzutreten. Da loderte es von zehrender Flammenglut, hier standen schwarze Mauern, in denen die letzte Hitze des Feuers glühte. Und es knackte und prasselte in dem einsturz nahen Mauergerümpel. Irigendwo im Raß hockte der Brionnemüller. Seine plötzliche Erscheinung überraschte mich nicht, als hätte ich sie erwartet. Während er mit stieren Augen auf uns sah, ließ er sich den Aschenstaub verpöblten Holzes durch die Finger rinnen, wie ein Kind im Sande spielt.

### Vermischtes.

Das anglißierte Rouen. Während die Franzosen einen Besuch im bundesbrüderlichen England nur unter den größten Schwierigkeiten und in verhältnismäßig seltenen Ausnahmefällen durchführen können, da die Engländer die strengsten Vorschriften bezüglich der Aufnahme selbst verbündeter Ausländer aufrecht erhalten, haben die Briten selbst sich auf Frankreichs Boden mit der bei ihnen üblichen Nachdrücklichkeit niedergelassen, und zwar derart, daß die französischen Städte, in denen englische Regimenter zu Gaste sind, heute bereits vollkommen anglißiert sind. Wie weit diese Verdrängung des französischen Wesens und die Betonung des Engländerturns in Frankreich gediehen ist, geht aus der folgenden, im „Journal des Débats“ veröffentlichten Schilderung des anglißierten Rouen hervor: „Sofort, wenn der Reisende den Bahnhof verlassen hat, spürt er den Geruch des englischen Virginia-Tabaks, der ihn während seines ganzen Aufenthalts in Rouen nicht mehr verläßt. Dieser sowohl in den Lokalen wie auch im Freien merkliche Tabakrauch stammt von den Pfeifen der Tommies, die man überall in so großer Zahl erblickt, daß man sich fragt, ob es überhaupt noch Franzosen in Rouen gibt. Besonders in den Abendstunden sind die Straßen voller Engländer, die um diese Zeit spazieren gehen. Auf den Schildern der Konditoreien, die bei den Engländern sehr beliebt sind, erblickt man nur noch englische Aufschriften, wie „lunch“ und „five o'clock tea“. In den Gasthäusern findet der Zivilist kaum Platz, da fast jeder Tisch von englischen Stammgästen in Anspruch genommen wird. Die englische Sprache ist etwas so Allgemeines und Selbstverständliches geworden, daß auch die Bediensteten sich nur noch ihrer bedienen. So erwiderte mir der Kellner auf meine französisch gegebene Bestellung: „Ich nicht französisch spreche.“ Auf den Dbitwaagen an den Zirkularen sind alle mit Kreide geschriebenen Preise englisch, wie „one franc“, und auch die Verkäuferinnen rufen mit offenbarem Stolz immer wieder dieses englische „one“ aus. Um den Abend annehmlich zu verbringen, geht man in ein Varietè, das aber in Rouen schon längst „Musie Hall“ heißt. Hier sieht man äußerst elegant erzogene Frauen zwischen den „gentlemen“, deren finstere und scharfe Gesichter vielfach Ähnlichkeit mit Polizeibeamten bei der Arbeit haben. Im übrigen tragen fast alle anwesenden Männer die englische Khatunform. Um 11 Uhr abends bevölkern die leeren Straßen sich von neuem. Alles drängt aus den Kinos und anderen Vergnügungsorten. Auch jetzt sind die Franzosen erstaunlich in der Minderzahl. Meist sieht man wieder Tommies, die mit den langen Armen schleulern, Pfeifen rauchen und Varietèwalzer singen. Auch Kolonialsoldaten, z. B. Australier, sind darunter.“

Die Wissenschaft vom Kahlkopf. Fröh zeigt sich, was ein Kahlkopf werden will! Man sehe sich den Kopf des neugeborenen Kindes genau an. Zeigt er bei sonst gutem Haarwuchs eine kahle Stelle, so kann man sicher sein, daß dieses Kind als Erwachsener mit einer „Platte“ herumlaufen wird, und zwar wird die unbehaarte Stelle gerade denselben Teil des Kopfes einnehmen wie in frühesten Kindheit. Diese Kahlköpfigkeit ganz kleiner Kinder zeigt sich bedeutend öfter bei Knaben als bei Mädchen, was ja auch mit der Tatsache übereinstimmt, daß Frauen viel seltener eine Glatze haben als Männer. Ueber das Problem der menschlichen Kahlköpfigkeit hat eine wissenschaftlich vorgebildete Frau, Dorothy Osborn, in dem „Journal of Heredity“ interessante Mitteilungen über ihre Untersuchungen auf diesem Gebiete gemacht. Die Gelehrte hält es für erwiesen, daß sich die Kahlköpfigkeit in ganz bestimmter Weise vererbt, und sie stellt dabei folgende Regeln auf: 1. Eine Frau wird niemals kahl sein, wenn nicht ihre beiden Eltern kahl gewesen sind. 2. Ein Mann, dessen Mutter kahl gewesen ist, wird ganz bestimmt auch kahl werden, und wenn nur sein Vater kahlköpfig war und seine Mutter einen reichen Haarwuchs hatte, so wird er das Uebel doch von seinem Vater erben. Die Frau ist also nach diesen Erbgesetzen durchaus besser gestellt. Doch bildet sie, falls von kahlköpfigen Eltern abstammend, eine Gefahr für ihre Nachkommenschaft, da sie selbst zwar der Kahlheit entgeht, sie dafür aber ihren Söhnen vererbt. Die Töchter von kahlköpfigen Vätern werden dagegen nur kahl werden, wenn ihr Vater ebenfalls eine Glatze gehabt hat.

Die sprechende Glühlampe. Wenn elektrische Glühlampen, die, wie es ja neuerdings fast ausschließlich der Fall ist, Metalldrähte als Leuchtstäben besitzen, mit Wechselstrom gebrannt werden, so kann unter vielen, vielen Lampen ein Exemplar auftreten, das die eigentümliche Eigenschaft besitzt, beim Brennen zu „hummen“. Vor einigen Jahren wurden, durch die Sonderlinge unter den Tantal- und Wolframlampen angeregt, sogar die Be-

dingungen aufgestellt, unter denen Metallglühlampen von bestimmten Abmessungen Stromstärkeveränderungen so fein in ihrem „Tönen“ zum Ausdruck bringen, daß sie als Telephon gelten können. Trotz dieser sorgfältigen Behandlung des ganzen Vorganges ist eine praktische Verwendung noch nicht zustande gekommen. Es wäre aber zweifellos reizvoll zu denken, daß die Schreibischglühlampe mir zugleich zum Uebermittler fremder Gedanken werden könnte, daß das Licht zu mir spräche mit dem Stimmklang meines Freundes! Neue theoretische Untersuchungen über das Tönen stromdurchflossener freihängender Drähte, über die Ingenieur Schwarzenstein dem „Prometheus“ Mitteilung macht, werden uns vielleicht diesem Ziele näher bringen, da sie uns schon von der speziellen Form der Lampe unabhängig machen und ganz auf den stromdurchflossenen Draht als die einzige Ursache hinweisen. Wird ein 1,50 Meter langer Platin-Iridiumdraht auf der frei herabhängenden Seite mit etwa 200 Gramm belastet, bei 400 Volt mit 6-7 Ampere Stromstärke zum Glühen gebracht, so sind im womöglichst sonst verdunkelten Raum deutliche Schwingungen wahrzunehmen, die zugleich ein Tönen erzeugen, das bei resonanzbodenartig wirkenden Aufhängevorrichtungen des Drahtes noch verstärkt wird. Die gewöhnliche physikalische Regel, nach der die Schwingungszahl, d. h. die Tonhöhe bei einem in Schwingung versetzten Draht, von der Länge und der Belastung abhängt, hat hier sonderbarerweise keine Geltung. Die einzige Folge solcher Veränderungen ist ein Schwanken in der Tonstärke; die Tonhöhe wird dagegen von der Frequenz des Wechselstroms bestimmt, die ja keine Veränderung erleidet. Man muß wohl annehmen, daß die Schwingungen durch abwechselnde Längenänderung infolge der periodisch aufeinander folgenden Erhitzung und Abkühlung zustande kommen.

### Siegener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Gerstensuppe, Schmorbraten, Spinat von Rote-Rübenblättern<sup>\*)</sup>, Salzkartoffeln, gedämpfte Rapsel.
- Montag: Quittensuppe<sup>\*\*</sup>), überbackener Blumenkohl, Kartoffelsalate.
- Dienstag: Kartoffelsuppe, Hefentöpfe, gebochte Birnen.
- Mittwoch: Maismechlsuppe mit Sellerie, gedämpftes Kraut, Kartoffelbrei.
- Donnerstag: Zwiebelsuppe, überkrustete<sup>\*\*\*</sup>) Kartoffeln, Endiviasalat.
- Freitag: Daserludensuppe, gebackener Schellfisch<sup>†</sup>), Salzkartoffeln.
- Samstag: Gemüseuppe, Apfelsauflauf.

<sup>\*)</sup> Spinat von Rote-Rübenblättern. Die Blätter werden von den harten Rippen abgestreift und wie Spinat zubereitet.

<sup>\*\*</sup>) Quittensuppe. Quitten werden auf dem Reibeisen roh gerieben, mit Wasser, etwas Apfelwein und Zucker gekocht und mit Mehl oder geriebenem Brot gedickt.

<sup>\*\*\*</sup>) Ueberkrustete Kartoffeln. Die geschälten Kartoffeln werden mit kaltem Wasser auf Feuer gebracht. Sobald das Wasser zu kochen beginnt, gießt man es ab, erneuert es durch kochendes Wasser und fügt erst jetzt das nötige Salz dazu. Gar gekocht und erkaltet werden die Kartoffeln in Schichten geschnitten, Mehl wird ohne Fett braun geröstet, mit Wasser glatt gerührt, etwas Milch dazu, dann gewürzt mit Lorbeer, geriebener Zwiebel, Maggi oder Pilzen und Salz. Sänig gekocht, wird die Tunke über die in eine Auflaufform eingelegten Kartoffelscheiben gegossen und im Bratofen  $\frac{3}{4}$  Stunden schön braun gebacken.

<sup>†</sup>) Gebackener Schellfisch. In Ermangelung von Fett überstreicht man den Fisch während des Badens mit in Milch aufgelöstem Maggi, dann wird er schön gelb gebraten.

### Silbenrätsel.

ar, be, ehen, di, des, e, fen, zen, got, hei, holz, mer, ni, o, pl. rl, ti, tin, wa.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines Komponisten und den Titel einer Oper desselben bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Eine Gattung Vögel in Nordamerika.
2. Bekanntes Geschichtschreiber.
3. Deutsche Universitätsstadt.
4. Frauennamen aus der griechischen Sage.
5. Türkischen Titel.
6. Eine Rheinweinlorts.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bezierrätsels in voriger Nummer: Orgelbauer (A, Apfelsine oder Orange = Or; die Farbe dieser Frucht = gelb; das Licht: Gasglühlicht von Auer).